

Betriebs von mehreren Bediensteten und wird dem Hausvater an die Seite gestellt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verliert sie schließlich essentielle Rechte und ihre Autonomie an den Ehemann und wird entmündigt.

Evke Rulffes spannt hier den Bogen von der Hausvorsteherin zur Hausfrau: von der Hausmutter, die ein Regiment führt, das aufgrund einer Unmenge von Aufgaben kaum zu realisieren ist, hin zur Hausfrau, die all die Aufgaben der Bediensteten nun alleine meistern muss. Die Aufgabe der Repräsentation des Haushalts bleibt der Frau erhalten, sie muss sie nun aber ohne Hilfe bewältigen. Gleichzeitig sind es gerade die modernen Erfindungen wie die Spül- oder Waschmaschine, die einerseits der Hausfrau zur Erleichterung dienen sollen, sie andererseits aber immer weiter auf ihre Rolle und ihren häuslichen Aktionsradius festschreiben.

Das degradierende Prinzip, dass Hausarbeit so selbstverständlich einer Person zugemutet wird, die weder nennenswerte Anerkennung und Wertschätzung noch Bezahlung dafür erhält, findet Rulffes auch in andern Berufsgruppen wieder, etwa bei Beschäftigten in der Care-Arbeit. Kinderbetreuung, Bildung, Kranken- und Altenpflege sind Berufe, die erste Priorität für den Staat haben und dementsprechend entlohnt werden sollten. Die Autorin plädiert am Ende ihres Buches für Anerkennung, Solidarität sowie gerechte Bezahlung in diesen Bereichen und verweist noch einmal allgemein auf den diesbezüglichen gesellschaftlichen Veränderungsbedarf.

Evke Rulffes gelingt es in ihrem Buch, die historischen und kulturellen Hintergründe der Entwicklung des konservativen Frauenbildes und die damit verbundenen Entwertungsprozesse klar und fundiert aufzuzeigen. Im Anschluss daran beleuchtet sie das 20. und 21. Jahrhundert und thematisiert gegenwärtige Probleme von Geschlechterrollen, Haus- und Care-Arbeit. Insgesamt ist das Buch gut verständlich und unterhaltsam geschrieben, es richtet sich nicht nur an Wissenschaftler*innen, sondern durchaus an eine breitere interessierte Öffentlichkeit. Die Kapitel zur frühneuzeitlichen Geschichte und zur Hausväterliteratur à la Germershausen, aber auch die Befunde zum 19. und 20. Jahrhundert laden ein, selbst auf Spurensuche zu gehen.

Stephanie Habel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.29>

Kathrin Schulte

Gebrauchte Einfamilienhäuser als Wohnform. Eine ethnografische Untersuchung im Bestand. Münster/New York: Waxmann 2021, 191 S., Ill. ISBN 978-3-8309-4394-5.

Schon vor der Lektüre des Buches stellt sich die Frage, warum sich Kathrin Schulte bei ihrer Forschung nicht nur für Einfamilienhäuser generell, sondern für gebrauchte Einfamilienhäuser interessierte. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es keine Unterschiede zwischen diesen beiden Wohnformen zu geben. Haus ist Haus. Doch was

Kathrin Schulte auf rund 170 Seiten zusammenträgt, macht deutlich, dass diese Unterscheidung tatsächlich Sinn macht und warum es von besonderer Bedeutung für die Fragen von Stadt- und Dorfentwicklung ist, sich explizit mit gebrauchten Einfamilienhäusern auseinanderzusetzen. Eine weitere Stärke des Buches liegt darin, dass es hier nicht nur um Immobilien im Speckgürtel von Großstädten geht, sondern das Setting über drei unterschiedliche Siedlungsformen hinweg gewählt wurde: Dorf, Kleinstadt, Mittelstadt.

Die Kapitelüberschriften lesen sich zunächst wie aus der Broschüre eines Immobilienmaklers: Von „Kauf oder bauen?“, „Dann brauch' ich keine Miete mehr zahlen“, „Dann wussten wir schon ziemlich genau, wie wir's haben wollten“ bis hin zu „Das neue alte Haus“. Und genau in dieser chronologischen Reihenfolge arbeitet die Autorin das Thema ab: beginnend mit der Entscheidungsfindung über die Argumentation, die Anschaffung, das Renovieren bis zum Leben in der Immobilie. Basis dafür sind rund 20 Interviews, die mit Menschen geführt wurden, die sich für den Erwerb einer gebrauchten Immobilie entschieden hatten, um diese ihren Bedürfnissen entsprechend umzubauen. Der zweite Quellenbestand sind Fotografien, die bei den Hausbegehungen angefertigt wurden. Aus Gründen der Anonymisierung konnten diese Fotos jedoch nicht im Buch abgedruckt werden. Hier war es eine intelligente Lösung, die Fotos durch Zeichnungen zu ersetzen, die keine 1:1-Wiedergabe darstellen, sondern das Beobachtete idealtypisch zusammensetzen. Aufgrund des verfremdenden Charakters der Zeichnung ist das eine interessante Möglichkeit, dennoch einen visuellen Zugang zu schaffen. Das Buch ist mit sehr vielen Interviewzitate versehen und damit eine ganz klassische ethnografische Studie.

Die Ergebnisse der Studie sind vielfältig und werden als „Bausteine“ präsentiert. Insgesamt zehn dieser Bausteine führt Schulte am Ende des Buches an. Sie reichen von der Beantwortung der Frage, warum es sich lohnt, gebrauchte Immobilien gesondert zu betrachten, bis hin zur Erkenntnis, dass der Kauf eines gebrauchten Hauses traditionelle Rollenbilder verfestigt. Hier erkennt man die Schwierigkeit, dass das Forschungsinteresse vielleicht zu breit angelegt wurde und im Hinblick auf Begründungen für die Kaufentscheidung nicht nur ein retrospektiver Blick hätte abgefragt werden dürfen. Da Kauf und Renovierung eines Hauses immense materielle Ressourcen binden und auch (wie im Buch beschrieben) Familienbeziehungen gefährden können, ist es wahrscheinlich, dass solche Projekte im Rückblick immer positiv gewertet werden. Das Eingeständnis eines Scheiterns hätte hier wohl kaum Platz, und diese Reflexion fehlt in der Arbeit.

Weiterführend wäre eine Studie interessant, die das Verhältnis zwischen der Wohnung und dem Haus als Wohnform in der Wahrnehmung durch die Pandemie hindurch untersucht. Hier kommt sicherlich auch den gebrauchten Einfamilienhäusern eine besondere Rolle zu, da diese – im Gegensatz zu Neubauten – einen leichteren Umzug in ein neues Domizil während der Krise ermöglichten.

Markus Speidel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.30>

Sarah Kleinmann/Arnika Peselmann/Ira Spieker (Hrsg.)

Kontaktzonen und Grenzregionen – Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020, 278 S., Abb. (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde – Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 38). ISBN 978-3-96023-262-9.

Das Thema Grenze erscheint angesichts tagtäglich neuer, virulenter Medienberichterstattung zu territorialen Konflikten infolge militärisch-politischer Auseinandersetzungen und globaler Migrationsbewegungen derzeit hochaktuell. In derlei Presseberichten werden nationalstaatliche Grenzen oft als „eindimensionale, trennende Linien“, als „ethnische, kulturelle und sprachliche Barrieren“ (S. 30) dargestellt, die es zu schützen gilt. Dieses Bild einer umkämpften, geografischen „dividing line“ wirkt wie eine Art Negativfolie zur Denkfigur der Kontaktzonen, die Grenzregionen immer auch darstellen.

Diese Denkfigur bildet das theoretische Fundament des am ISGV in Dresden angesiedelten Forschungsprojekts „Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-polnisch-tschechischen Grenzraum“, dessen erste Förderphase mit einer Konferenz am 24. November 2017 in Dresden seinen Abschluss fand. Der vorliegende Sammelband enthält die Druckfassungen von zwölf deutsch- und englischsprachigen Vorträgen, die im Rahmen der Dresdner Konferenz gehalten wurden. Auf den ersten Blick wirken die Beiträge recht heterogen, so werden Themen aus stadt-ethnografischen, grenzregionalen, aber auch musealen Kontexten besprochen. Es geht um Erinnerungskultur(en) und Bildungsprozesse, soziale Interaktion und Distinktion in Räumen/Orten oder die Analyse autoethnografischer Berichte vor dem Hintergrund staatlich-bürokratischer Machtausübung. Allen Beiträgen gemeinsam ist die Forschungsperspektive, die die beiden Merkmale von Grenzregionen und Kontaktzonen – Restriktionen, aber auch Möglichkeiten – in den Blick nimmt.

Diese Perspektive geht zurück auf das Konzept der Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt, die erstmals Anfang der 1990er Jahre in einem sprachwissenschaftlich-pädagogischen Kontext von Kontaktzonen gesprochen und ihren Ansatz wenig später für ihre stark rezipierte, kritische Analyse von Reiseberichten europäischer Autoren in Lateinamerika unter dem Titel „Imperial Eyes“ weiterentwickelt hat. Pratt beschreibt mit ihrem Kontaktzonen-Konzept gesellschaftliche Räume, in denen unterschiedliche soziale und kulturelle Positionen aufeinandertreffen, die miteinander auskommen müssen und innerhalb derer Machtverhältnisse verhandelt werden, wobei die Verbindung zum Frontier-Gedanken von Pratt selbst im Vorwort des Tagungsbandes betont wird. Die Anwendungsmöglichkeiten von Pratts Konzept als Analyseinstrument gehen weit über den ursprünglichen Ansatz hinaus und erweisen sich als fruchtbar für vielfältige wissenschaftliche Forschungsansätze und interdisziplinäre Interaktion.

Dies zeigt sich auch im vorliegenden Band des ISGV, der eine interessante Bandbreite an akteurszentrierten Forschungsprojekten, methodischen Zugängen und praktischen Anwendungsfeldern aufweist und dessen Beiträge von der thematischen Vielschichtigkeit sowie dem Expert*innenwissen der Autor*innen profitieren, die diverse berufliche und fachwissenschaftliche Hintergründe mit- und einbringen. Hervorzuheben sind auch die beiden fundierten einführenden Beiträge, die das Kontaktzonen-Konzept aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beleuchten und die sich daraus ergebenden methodologischen Prinzipien diskutieren. Im Zusammenspiel mit den Einblicken in praktische Anwendungsfelder bzw. Forschungsprojekte kann der Band daher auch Anregung bieten für die Entwicklung daran anschließender Projekte und Forschungsdesigns. Vorstellbar wäre etwa die Anwendung des Konzepts in der kulturwissenschaftlichen Analyse digitaler Felder und virtueller Räume. Im Sammelband selbst werden digitale Räume und ihre Möglichkeiten für soziale Interaktion jedoch leider nur marginal miteinbezogen.

Das Fazit bleibt positiv. Die Stärken des Sammelbandes liegen sicherlich in seiner interdisziplinären Ausrichtung und der Vielfalt der vorgestellten empirischen Methoden, die Anregungen und Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschungsprojekte bieten.

Angelika Merk, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.31>

Christina Ludwig

Die Signatur des Schwarzwalds. Volkskundliches Sammeln um 1900 am Beispiel des Wissenschaftsamateurs Oskar Spiegelhalder (1864–1925). Münster/New York: Waxmann 2021, 280 S., 67 Farbabb. (= Internationale Hochschulschriften, 685; zgl. Dortmund, TU, Diss. 2020). ISBN 978-3-8309-4373-0.

Bereits der Einband illustriert den Anspruch von Christina Ludwigs Forschungsleistung: Sie will einen Schleier lüften und Klarheit in die Wirkungsgeschichte einer Biographie bringen, die die Erinnerungskultur einer deutschen Kulturregion geprägt hat, des Schwarzwalds. Diese Abhandlung, eine Dissertationsschrift der TU Dortmund, analysiert einen Sammler und dessen Aktivitäten. Und so geht es neben den Dingen, die kollektioniert wurden und die im Laufe der Zeit den Schwarzwald musealisieren und repräsentieren sollten, auch um die Interaktionen der sie bergenden Menschen, um ein Bedingungs- und Beziehungsgeflecht, das Christina Ludwig akribisch transparent macht.